

CHRISTAN HÄNGER, **Die Welt im Kopf. Raumbilder und Strategie im Römischen Kaiserreich.** Hypomnemata, Band 136. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001. 303 Seiten, 11 Abbildungen.

Welches räumliche Wissen hatte die römische Elite über den von ihr beherrschten Raum? Mit unserem heutigen geographischen Erfahrungshorizont, der bis hin zum abendlichen Wetterbericht von kartographischen Kenntnissen geprägt ist, erscheint es kaum vorstellbar, dass die Römer ihr Weltreich ohne Karten hätten erobern bzw. regieren können. Daher wurde in der älteren Forschung bisweilen etwas unkritisch antikes Kartenmaterial stillschweigend vorausgesetzt. Als Belege für diese Annahme dienten u. a. die *Tabula Peutingeriana*, die nicht überlieferte und wohl in der *Porticus Vipsania* angebrachte Weltkarte des Agrippa sowie vielfältige Verweise antiker

Autoren (vgl. z. B. Hdt. 4,36, ARISTOPH. nub. 200 ff.). Die Schriften der Agrimensoren, die *Forma Urbis* und die Kataster von Orange runden in der älteren Forschung die notwendige Quellengrundlage ab, um von antiken Karten als gesichert angesehen zu können, ohne jedoch eine einzige überlieferte zu haben.

K. Brodersen lehnt in seiner Habilitationsschrift »Terra cognita. Studien zur römischen Raumerfassung« (Hildesheim 1995; 2003²) die Existenz von römischen Karten ab. Seine Kernthese lautet (ebd. 289): »Die Römer nämlich konnten genaue, auch nur annähernd maßstäbliche Karten weder anfertigen noch nutzen.« Er begründet dies mit dem Fehlen eines Maßstabkonzepts. Erwartungsgemäß fielen die Reaktionen auf seine Ausführungen überwiegend kritisch aus (vgl. die Rezensionen: J. G. GARBSCH, Bayer. Vorgeschbl. 61, 1996, 318 f.; I. KÖNIG, Hist. Zeitschr. 264, 1997, 437–439; E. WEBER, Tyche 6, 1996, 265–267; R. NICOLAI, Athenaeum 86, 1998, 588–592; P. JANNI, Gnomon 71, 1999, 38–41; E. OLSHAUSEN, Klio 81, 1999, 535 f.).

Für den wissenschaftlichen Diskurs ist es daher außerordentlich erfreulich und fruchtbar zugleich, dass Hänger hierauf mit seiner in Freiburg bei H.-J. Gehrke entstandenen Dissertation antwortet. Für Hänger nämlich bildet sich in der Antike sehr wohl eine Kartographie im modernen Sinne aus, um seine Kernthese gleich vorwegzunehmen. Die Untersuchung gliedert sich in zwei eigenständige Abschnitte. Im ersten Part werden die theoretischen Grundlagen antiker Kartographie diskutiert (S. 11): »In einem zweiten Schritt geht es um die Relevanz des Faktors Raum für die Kriegsführung. Dabei steht insbesondere die Planung von Feldzügen und die Bestimmung der strategischen Ziele im Vordergrund.« Dieser zweite Part der Arbeit, wohl als überdimensionales Fallbeispiel konzipiert, setzt sich vom Theoretischen so stark ab, dass man wohl von zwei Untersuchungen in einem Buch sprechen darf.

In fünf unterschiedlich lange Kapitel gliedert sich der erste Teil und ist in vielen Punkten eine Auseinandersetzung mit Brodersen. Zunächst werden grundlegende Begriffe wie Karte und Kartographie kurz definiert (S. 11–20) sowie zentrale Problemstellungen angedeutet. Darüber hinaus bietet diese kompakte Einleitung einen kurzen forschungsgeschichtlichen Abriss. Alle entscheidenden Axiome für die weiteren Ausführungen werden hier bereits prägnant formuliert. Zugleich werden alle potentiellen Reibungsflächen deutlich (S. 14): »Die Gesamtheit aller gedanklichen Auseinandersetzungen mit dem Raum bezeichne ich mit den Begriffen Raumerfassung, Raumorientierung und Raumbild. Dazu gehören die realen, gemachten Karten. Eine weitere Form stellt die mentale, gedachte Karte dar. Dabei ist für mich zentral, daß diese Raumbilder auf realen Karten basieren.« Bereits hier stellt Hänger fest, dass die Beschäftigung mit der Wahrnehmung des Raumes für den Menschen zwangsläufig zu Karten führen musste. Diese Grundannahme eines unausweichlichen Vorhandenseins von Karten durchzieht das gesamte Buch und stellt eine etwas ungünstige Ausgangslage für

die weitere Diskussion dar. Da Hänger ebenfalls in der Einleitung anmerkt, dass überlieferte Karten für den Großraum fehlen, wäre ein anderer Ausgangspunkt methodisch vielleicht besser gewesen. (Die auf S. 15 Anm. 14 angeführte Iberien-Karte des Artemidor sorgt schon seit geraumer Zeit für wissenschaftlichen Wirbel, ohne jedoch zur Sache tatsächlich etwas beizutragen.)

Was wir heute aus der Antike noch besitzen, sind zahlreiche Texte, die sich mit der Beschreibung von geographischen Räumen beschäftigen. Die diesbezüglich zentrale Frage, »inwieweit mit Hilfe eines antiken Textes räumliche Inhalte beschrieben werden können« (S. 15), stellt der Autor zu Recht. Nicht uninteressant, jedoch auch nicht unproblematisch, ist seine Aussage (S. 16), wonach »sich die Ungenauigkeit der antiken räumlichen Beschreibungen auch daraus erklärt, daß sie aus ihrem ursprünglichen Medium Bild in einen Text übertragen wurden«. Problematisch ist diese Aussage u. a. aus dem oben bereits angeführten Grund: die Existenz von Karten wird ohne sicheren Beleg als gegeben hingestellt. Den Schlüssel zur kartographischen Erschließung des Raumes sieht Hänger in der antiken Geometrie (S. 20) und folgt hierin dem Ansatz Gehrkes (Die Geburt der Erdkunde aus dem Geiste der Geometrie. Überlegungen zur Entstehung und zur Frühgeschichte der wissenschaftlichen Geographie bei den Griechen. In: W. KULLMANN u. a. [Hrsg.], Gattungen wissenschaftlicher Literatur in der Antike [Tübingen 1998] 163–192). Danach wurde der Raum in geometrischen Figuren abgebildet, wobei man das Verfahren im Laufe der Zeit kontinuierlich präziserte. Für diese Annahme spricht z. B. die Charakterisierung Siziliens als Dreieck in STRAB. 6,2,1 p. 265. Hänger suggeriert auch hier, dass das fortlaufend präziserte geometrische Bild letztlich eine Karte war. Jedoch lässt sich der Autor eine »Hintertür« offen, wenn er sagt, dass »den antiken Quellen kein zu starres Schema« auferlegt werden dürfe, um »das Phänomen der Raumerfassung in ihrer Komplexität« erfassen zu können. Was bedeutet dies nun letztendlich: Eine Karte ohne starres Schema oder eine Ansammlung geometrischer Figuren in Anlehnung an die geographische Wirklichkeit? Wie lässt sich dies mit der Definition einer Karte auf S. 12 vereinbaren?

Das erste Kapitel »Die geometrische Einteilung der Landschaft. Das Raumbild der Feldmesser« (S. 21–63) behandelt das Corpus Agrimensorum, Flurkarten und Stadtpläne. Besonders die Kataster von Orange erfreuen sich einer intensiven Auseinandersetzung. Dass Hänger in diesem Zusammenhang auch auf die Straßen des Agrippa in Gallien (STRAB. 4,6,11 p. 208) zu sprechen kommt (S. 33), ist unter dem Aspekt der Raumerfassung nicht unkritisch. Denn weder war der Bau der Agrippastrassen ein völliger Neubau noch waren die Baumaßnahmen allzu weit reichend. Bis zum heutigen Tage sind z. B. keine Meilensteine dieser Verkehrsinfrastrukturmaßnahme gefunden worden. Zudem existierten alle vier Straßen der von Lyon ausgehenden Routen auch schon vor der römischen Eroberung. Bemerkenswert bei der Behandlung der Kataster von Orange ist

auch die Frage nach dem Maßstab: Für Kataster B beträgt er 1:5000 und für Kataster C 1:6000. Hatte Brodersen antike Karten nicht zuletzt aufgrund eines fehlenden Maßstabes abgelehnt, so reicht es nicht aus, ihm diesbezüglich lediglich eine begriffliche Verengung entgegenzuhalten (S. 19, vgl. S. 39). Eine intensivere Diskussion hätte hier fruchtbar sein können. So bemerkt Hänger (S. 36): »Eine Karte kann das räumliche Denken der Menschen nur dann beeinflussen, wenn sie an einer allen zugänglichen Stelle aufgestellt wird.« Aber was heißt das konkret, wenn Kataster B von Orange bei einem Maßstab von 1:5000 7,56 m hoch und 5,9 m breit war? Wenn dieser Kataster nun wirklich an einer Wand angebracht war, so war doch der praktische Nutzen für das räumliche Denken der Menschen vermutlich gering, um nicht zu sagen minimal. Gleiches gilt auch für die im Anschluss diskutierte Forma Urbis (S. 37–42). Hier geht Hänger der Frage des praktischen Nutzens nach. Er stellt heraus, dass der severische Stadtplan Roms (Maßstab ca. 1:240/250) bei einer Breite von 18,10 m und einer Höhe von 13 m primär propagandistischen Zwecken diene. Der Plan sollte »dem Betrachter die Größe und die Pracht der Stadt Rom vor Augen führen« (S. 41). Sicherlich zustimmen sollte man Hänger, wenn er mit Blick auf die Fehler beim Maßstab zwischen »der Absicht des antiken Zeichners und dem Ergebnis seiner Arbeit« unterscheidet (S. 39). Bei der Bewertung der Forma Urbis als Karte im eigentlichen Sinne mag ich Hängers Argumenten gerne folgen. Jedoch stellt sich die Frage, inwieweit diese Karte, die an der Rückwand des *templum Pacis* angebracht war, tatsächlich das räumliche Bewusstsein bzw. die Wahrnehmung des Raumes bei den Stadtrömern veränderte. Denn der überwiegende Teil dieses annähernd 240 m² großen Marmorstadtplans war für die Betrachter nicht sichtbar und ähnelte hierin den Katastern von Orange.

Hänger weist in diesem Zusammenhang (S. 41 f.) noch auf ein sehr interessantes Fragment eines weiteren Marmorplans hin, das 1983 in Trastevere an der Via Anicia gefunden wurde. Eine Abbildung ist auch greifbar bei F. COARELLI, Castor et Pollux. In: E. M. STEINBY (Hrsg.), *Lexicon Topographicum Urbis Romae* 1 (Rom 1993) 245 f. Abb. 139. Dieses Fragment verzeichnet nun vor einer deutlich eingetragenen Trennlinie die Zahlzeichen *XCVIII*, *VI*, *LIII* und *LI*. Diese Zahlen scheinen in einem kausalen Zusammenhang mit den dahinter befindlichen Grundstücken zu liegen, was als Hinweis auf ein Kataster oder auf Vermessungsmarken gedeutet werden könnte. Denkbar wäre auch ein Hinweis auf die Unterhaltungspflicht für die vorbeilaufende Straße, wie es die Tafel von Heraclea beschreibt (CIL I² 593 = *Fontes Iuris Romani Antejustiniani* I², 13 = ILS 6085, Zeile 29–49). Hier kann man nur auf weitere Funde hoffen. Am Rande sei angemerkt, dass sich bei der Betrachtung der beiden Marmorpläne Roms noch die Frage nach deren praktischem Zustandekommen aufdrängt. Hänger führte in diesem Zusammenhang die Vitruv-Passage 1,2,2 an, in der auf die maßstabgetreue Anfertigung von Bauzeichnungen abgehoben wird. Betrachtet man

nun die beiden Marmorpläne vor dem Hintergrund der Vitruv-Stelle, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass beide Rompläne nichts weiter als die Summe unzähliger Bauzeichnungen sind. Offen bleibt die Frage, wie die Vermessungsingenieure in der Kaiserzeit die zur Fertigstellung der Karten notwendigen Datenmengen eruierten, um sie dann graphisch darzustellen. Wenn man den Detailreichtum der *Forma Urbis* in Rechnung stellt, dann waren die Arbeiten hieran ein gewaltiges Projekt, das sehr viel Fachpersonal erforderte. Insofern ist es schon etwas überraschend, dass es keinen literarischen Niederschlag von diesen Vermessungsarbeiten gibt.

Innovativ und sehr aussagekräftig ist das zweite Kapitel über Sakraltopographie (S. 64–94), in dem Hänger religiöse Aspekte der Raumwahrnehmung thematisiert. So ist hier eine wichtige Fragestellung, ob es bei Sakralbauten Präferenzen in der Ausrichtung nach speziellen Himmelsrichtungen gab. Bemerkenswert ist, dass dieses für den modernen Menschen so wichtige Kriterium der Ausrichtung nach einer speziellen Himmelsrichtung, für den antiken Menschen im sakralen Bereich nur ansatzweise von Bedeutung war. Aus der Tatsache, dass die Römer keine bevorzugte Ausrichtung (S. 73) des *templum* hatten, lässt sich m. E. noch ein weiterer Schluss ziehen. Fehlte sogar auf dem religiösen Sektor, also auf der Ebene einer höheren moralischen Autorität, eine Präferenz für die Himmelsrichtung, so könnte dies mit ein entscheidender Grund dafür gewesen sein, warum Limitationen, Kataster bzw. *formae* keine einheitliche Ausrichtung hatten. Gestützt wird diese Vermutung durch einen Hinweis von Hänger selbst, wonach die »christlichen Weltkarten des Mittelalters« aufgrund religiöser Vorgaben geostet waren (S. 64).

Ein Verknüpfungspunkt der Diskussion über die Forma Urbis und über die religiösen Aspekte der Raumwahrnehmung bietet die Untersuchung von E. RODRÍGUEZ-ALMEIDA, *Formae Urbis antiquae: Le mappemoree di Roma tra la Repubblica e Settimio Severo* (Rom 2002). Seinen Ausführungen zufolge war der severische Marmorstadtplan auf den Tempel des Iuppiter Latiaris in den Albaner Bergen ausgerichtet (gute Abb. ebd. S. 12). Sollte sich diese Annahme wissenschaftlich als tragbar erweisen, dann wäre dies äußerst bemerkenswert – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der oben bereits angedeuteten immensen vermessungstechnischen Leistung. Jenseits aller enthaltenen severischen Propaganda wäre dies eine vermessungstechnische und kartographische Meisterleistung, die sehr viel über das damalige Know-how offenbaren würde.

Das dritte Kapitel steht unter der Überschrift »Itinerar und Periplus« (S. 95–112). Gleich zu Beginn macht Hänger nochmals deutlich, dass der antike Mensch ganz klar die Routenbeschreibung (*itineraria adnotata*) bevorzugte. Bei der Datierung der *Tabula Peutingeriana* wurde erneut deutlich, wie schlecht diese Quelle im Grunde wissenschaftlich aufgearbeitet ist. Den *terminus ante quem* der Entstehungszeit auf 452 zu setzen, da

Aquileia noch eingezeichnet ist, offenbart die gesamte Problematik, findet man doch auch noch das 79 n. Chr. untergegangene Pompeji (Seg. 5,5). Erst nach einem fundierten Kommentar, in dem auch die ca. 3500 Orts- und ca. 550 Städtenamen aufgearbeitet werden müssten, wird man sich u. a. der Datierungsfrage grundlegend nähern können. So mag ich dem Autor in seiner Vermutung nicht folgen (S. 111), dass aus dem Fehlen einer Legende auf einen allgemeinen Bekanntheitsgrad der in der *Tabula* benutzten Stadt vignetten geschlossen werden könne. Wie zwingend übrigens ein vollständiger Kommentar erforderlich ist, belegt der Umstand, dass bis zum heutigen Tage immer noch K. MILLER, *Itineraria Romana* (Stuttgart 1916), als diesbezügliches Standardwerk fungiert. Vgl. A. u. M. LEVI, *Itineraria picta. Contributo allo studio della Tabula Peutingeriana* (Rom 1967).

Die Auseinandersetzung mit den Meilenzählungen (S. 98–101) ist bei Hänger etwas kurz geraten. Ein Grund könnte darin liegen, dass sich Meilensteine nicht sonderlich für eine zweidimensionale Raumerfassung eignen. Sie stützen vielmehr die These von der Durchdringung des Raumes mittels Routen. Denn für die routenmäßige Durchdringung des römischen Reiches sprechen zahlreiche Exemplare, so z. B. der Neufund *Année Epigr.* 2000, 1195 aus Szombathely (Ungarn): *A Rom(a) S(avariam) m(ilia) p(assuum)/DCLXXV*. Vergleichbare Steine mit Bezug auf Rom finden sich in Oberitalien (CIL V 8085; 8088; 8094f.; 8098–8103; 8105 ff.), Südfrankreich (CIL XVII 2, 291; 298) oder auch in Spanien (CIL II 4918). Das Reich wird offensichtlich über sehr weite Distanzen im direkten Bezug auf Rom routenartig erfasst. Dass, wie Hänger feststellt (S. 102), das *Itinerarium Antonini* netzhaften Charakter hatte, wird der antike Reisende auf seinen Reiserouten wohl gar nicht wahrgenommen haben. Daher ist die Feststellung Hängers, wonach »die Benutzung dieses Itinerars durch das Fehlen von Richtungsangaben erschwert wird« (S. 102), wenig stichhaltig. Das *Itinerarium Antonini* bildete für den Reisenden lediglich einen groben Leitfaden der potentiellen Wege. Weitergehende Informationen beschaffte man sich während der Reise in den jeweiligen *mansiones*. *Itinerare* waren mit Sicherheit im Vorfeld bei den Planungen und unterwegs als Orientierungshilfe von Nutzen. Konkrete Nachrichten über mögliche Abkürzungen, die Begehbarkeit von Straßen, jahreszeitlich bedingte Besonderheiten bei Gebirgspassagen oder aktuell existierende Probleme wie z. B. Räuberbanden usw. konnten nur vor Ort eingeholt werden.

Scheinbar nicht aus der Welt zu schaffen ist die auch bei Hänger anzutreffende Ansicht, die *Tabula Peutingeriana* habe dem *cursus publicus* gedient (S. 107). Abgesehen von der Tatsache, dass diese in der Literatur immer wieder anzutreffende Vermutung erst noch bewiesen werden müsste, wäre u. a. zu klären, warum auf der *Tabula* auch Territorien eingezeichnet sind, die außerhalb des Imperium Romanum liegen? In diesem Zusammenhang stellen sich eine Fülle weiterer Fragen. Gerade hier hätte der Autor Akzente setzen können. Hän-

ger beschreibt die *Tabula* in ihrer Form, lässt jedoch nach meiner Ansicht einen entscheidenden Aspekt aus. Die zur Verfügung stehende Buchrolle gibt jenseits der Frage, ob die Antike einen Maßstab kannte, formale Rahmenbedingungen vor: Es ist vor allem die Pergamentrolle, die der Peutingerkarte ihre charakteristische Form aufzwingt! Dass das Mittelmeer auf einen schmalen Streifen reduziert ist, entspringt also nicht der freien Planung des Zeichners, sondern den beschränkten Darstellungsmöglichkeiten. Schon gar nicht wird man daher, wie Hänger behauptet (S. 106), einen italozentrierten Gestaltungswillen bei der *Tabula* vermuten können. (Vgl. jüngst R. TALBERT, *Cartography and Taste in Peutinger's Roman Map*. In: R. TALBERT / K. BRODERSEN, *Space in the Roman world. Its perception and presentation* [Münster 2004] 113–141). Wie sollte denn eine graphische Zeichnung der bekannten Welt aussehen, bei der Italien sowohl geographisch wie politisch im Zentrum liegt, wenn der potentielle Beschreibstoff lediglich 33 cm hoch ist, man aber beliebig stark in die Breite gehen kann? Dies macht letztlich deutlich, dass die Antike im Grunde über keine geeignete Darstellungsmöglichkeit für Karten in unserem heutigen Sinne verfügte, seien sie nun maßstabsgetreu gewesen oder nicht. Für die Praxis entnahm man die notwendigen Detailinformationen über die Entfernung zwischen zwei Orten der *Tabula Peutingeriana* selbst oder zog noch ein *Itinerarium adnotatum* hinzu. Nicht vergessen werden darf auch, dass einige in antiken Quellen betonte charakteristische Formen von Inseln oder Landschaften in der *Tabula* durchaus deutlich werden (Dreiecksform Siziliens: STRAB. 6,2,1 p. 265, Tab. Peut. Seg. 5,5–6,2). Eine des Weiteren fehlende einheitliche Ausrichtung in der *Tabula* nach einer Himmelsrichtung wird die antiken Betrachter nicht weiter gestört haben, da es eine solche ja noch nicht einmal auf dem religiösen Sektor gab. Vielleicht sollte man sich insgesamt von dem starren modernen Begriff der »Karte« lösen und besser von »graphischen Darstellungen von Territorien mit kartenähnlichen Methoden« sprechen. Vgl. *Der Neue Pauly XIV* (Stuttgart/Weimar 2000) 853 s. v. Kartographie (R. TALBERT).

Das vierte Kapitel »Das geometrische Weltbild. Griechische Geographie und römische Rezeption« (S. 113–158) setzt leider erst mit Ptolemaios ein. Gerade vor dem Hintergrund der Kapitelüberschrift hätte man zumindest eine Einführung in die Geographie der Griechen erwartet, z. B. in Form eines Exkurses über Hekataios oder Eratosthenes. Hekataios z. B. wird zwar auf S. 117 kurz erwähnt, ohne jedoch im Register zu erscheinen. Interessant ist die im Zusammenhang mit der Behandlung von Strabon (S. 127–137) gestellte Frage, »in welchem Maß die beschreibende Geographie Bestandteil der Bildung der antiken Oberschicht war« (S. 127). Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Geograph Inseln oder Regionen mit geometrischen Figuren verglich bzw. gleichsetzte. Es ist in diesem Zusammenhang m. E. nicht verwunderlich, wenn Strabon hierzu ihm bekannte Längen- und Breitenstreckungen angibt. Wie

jedoch Hänger hieraus den Schluss ziehen kann, dass »mit Hilfe dieser geometrischen Figuren eine maßstabgetreue Abbildung von Gebieten bis zur Größe der italienischen Region möglich war« (S. 132), ist mir unklar. Auch wenn man bei Strabon noch so viele Hinweise auf eine potentielle Karte zu sehen glaubt, Hängers Feststellung »Strabon verfügte über eine Karte und dachte mit ihr« (S. 133) ist nach vorliegender Quellenlage fraglich. Schließlich gesteht auch Hänger auf S. 134 ein, Strabon habe »an keiner Stelle Karten für die einzelnen Länder erwähnt«. Wenn Hänger bemerkt (S. 133 f.), dass »für Strabon eine Karte kein für ihn unverständliches Instrument von Spezialisten darstellt, sondern er davon Gebrauch machte«, so dreht sich die Beweisführung im Kreis. Den Geographen selbst darf man getrost zu dem besagten Kreis von Spezialisten hinzurechnen.

Auch im Falle des älteren Plinius ist es fraglich, ob man ihn als Musterbeispiel »für die naturwissenschaftlichen Kenntnisse eines gebildeten Römers« heranziehen darf. Ist die Gruppe dieser gebildeten Römer mit der wohl sehr kleinen Gruppe von Senatoren und Rittern gleichzusetzen, welche die Spitze der Reichsverwaltung bildeten? Wie elitär waren also die angeblichen kartographischen Kenntnisse? Wenn Hänger behauptet (S. 139), dass Plinius wie Strabon geometrische Figuren zur Darstellung der Oikumene dienten, so würde ein Bezug auf die räumliche Erfassung des Mittelmeergebiets wohl eher passen. Denn die Erfassung bzw. Beschreibung der einzelnen Länder bzw. Kontinente fällt in den Büchern 3–6 der *Naturalis Historia* qualitativ wie quantitativ sehr unterschiedlich aus. Ohnehin sollte man im kartographischen Kontext mit dem Begriff Oikumene und seiner Wahrnehmung durch die antiken Geographen sehr behutsam umgehen. Verdeutlichen kann man dies u. a. an der Darstellung des Kaspischen Meeres, also einem topographischen Randphänomen der Oikumene. Eratosthenes bzw. Strabon (2,1,17 p. 74; 11,1,5 p. 491; 11,6,1–4 p. 507 f.) sowie spätere Geographen glaubten, das Kaspische Meer sei lediglich ein Golf des nördlichen Ozeans (vgl. PLIN. nat. 6,53; PLUT. Alex. 44,1 f., TAB. Peut. Seg. 10,5–11,2). Vielfach wird hingegen interessiert berichtet, das Kaspische Meer habe Süßwasser. Bereits HDt. 1,203,1 bezeichnet es als Binnenmeer, ebenso PTOL. 7,5,4. Dieses Beispiel zeigt, wie vorsichtig man mit der vermeintlichen Wahrnehmung der Oikumene und dem angeblichen Wissen darüber in den gebildeten Schichten Griechenlands und Roms argumentieren sollte.

Insgesamt fehlt bei Hänger auch eine Diskussion von kartennegierenden Quellen bzw. Textpassagen, die nur sehr schlecht mit der geometrischen Formfassung von Ländern u. a. bei Plinius und Strabon in Einklang zu bringen sind (vgl. PLIN. nat. 3,43; STRAB. 5,1,2 p. 210; POLYB. 2,14,4).

Die Ausführungen zur Agrippakarte (S. 148–156) gehören mit zu den aussagekräftigsten Abschnitten des Buches. Wenn Hänger in diesem Zusammenhang allerdings resümierend festhält, dass »die Agrippakarte auf Distanzen aufbaut, die durch den Periplus oder das Iti-

nerar ermittelt sind« (S. 156), dann bleibt beim Leser wieder einmal die Frage offen, wie man sich die vermeintliche Karte konkret vorzustellen habe. Denn letztlich stützt dies die Ansicht Brodersens von der linearen Raumerfassung, in der die bekannte Welt wie in einem U-Bahn-Plan wahrgenommen wird.

Besonders wichtig ist m. E. daher die im Fazit »Verhältnis von Geographie und Raumerfassung« (S. 157 f.) geäußerte Feststellung, dass sich trotz Ptolemaios, Strabon, Plinius und weiterer Geographen keine einheitliche Kartographie ausbildete. Weitergehende Überlegungen hierzu hätte man gerne noch bei Hänger gelesen. Denn hier liegt wohl eines der zentralen Probleme in unserer heutigen Diskussion begründet.

Das fünfte Kapitel »Zwischenbetrachtung: die induktive und deduktive Erfassung des Raums« (S. 159–163) fungiert zugleich als Resümee des ersten Buchabschnitts. Die von Hänger vorgetragenen Argumente haben insgesamt bei mir zu einigen von Hänger abweichenden Sichtweisen antiker Raumwahrnehmung geführt: Der Antike fehlte neben der Normierung der Kartentechnik (einheitliche Ausrichtung nach einer Himmelsrichtung) der bewusste Umgang mit der Maßstäblichkeit und letztlich auch rein praktisch das geeignete Beschreibemedium. Weder die Agrimensoren noch die Geographen lassen einheitliche Grundmaßstäbe für die Erfassung des geographischen Raums erkennen. Zudem gab es auch von religiöser Seite keine Vorgaben, die den Kartographen bei der Ausrichtung ihrer Werke hätten hilfreich sein können (S. 162). Ferner existierte für die überwiegende Mehrheit der Römer kein Grund, sich mit Karten auseinanderzusetzen, da sie niemals ihren unmittelbaren Lebensraum verließen. Lediglich eine ganz kleine Führungsschicht beschäftigte sich aus politisch-militärischen Gründen mit Problemen der Raumerfassung. Diese elitäre Personengruppe wird ihr Weltbild nicht zuletzt aus den eigenen Erfahrungen und den Berichten von Familienangehörigen und Freunden geformt haben. Auch was die Feldmesser anbelangt, so ist es m. E. nicht sicher, ob diese eine Karte der Oikumene im Kopf hatten (S. 161). Ebenso ist es nicht plausibel, warum das Erfassen von Regionen mit Hilfe geometrischer Figuren immer gleich unter kartographischen Aspekten verlaufen sollte (S. 163).

Das sechste Kapitel »Raumerfassung und Politik« am Beispiel »Germanien und die Konstitution der Rheinergrenze« (S. 164–264) ist als große Fallstudie angelegt. Die Germanienkriege unter Augustus und Tiberius wurden wohl nicht zuletzt aufgrund der relativ guten Quellenlage gewählt. Insgesamt ist der Abschnitt »Germania omnis capta?« (S. 182–194) etwas zu lang geraten. Ferner erhellt die ausführliche Beschreibung der Varusschlacht nicht unbedingt die allgemeine Argumentation (S. 194–203). Für die Feststellung, dass die antiken Autoren im Verlauf ihrer Schlachtenschilderung nur wenige topographische Angaben machen (S. 203), hätte auch weniger Platz ausgereicht. Auch kann die Behauptung, die Varusniederlage sei kein Ergebnis einer mangelhaften Raumerfassung gewesen, nicht recht

überzeugen. Dass Varus gerade aufgrund schlechter Raumkenntnisse erst in das Gebiet bei Kalkriese gelockt werden konnte, beweist doch m. E. das genaue Gegenteil. Den Beweis liefert Hänger auf S. 205 selbst, wenn er im Zuge der Tiberiusfeldzüge von 14 n. Chr. von *limites* spricht, die von Legionären zwecks besserer Landfassung in die germanischen Wälder geschlagen wurden. Auch der Abriss über die Feldzüge des Germanicus (S. 209–223) ist mehr ein allgemeiner historischer Abriss denn eine Studie über die Raumerfassung (vgl. z. B. die Diskussion der Kriegsstrategien des Tiberius und des Germanicus auf S. 211). Hänger skizziert ausführlich die militärischen Operationen der Römer unter der Leitung von Tiberius und Germanicus. Für die Frage der Raumwahrnehmung zeichnen die vorgestellten Quellen jedoch letztlich ein unklares Bild Germaniens. So gut wie alle Schlachten können nicht genau lokalisiert werden (S. 214). Dass Germanien von Germanicus und seinen leitenden Offizieren räumlich erfasst wurde, ist nach den jahrelangen Feldzügen eine Selbstverständlichkeit – nicht mehr. Dass Hänger mit der »mentalen Karte« (S. 223) im Kopf des Germanicus argumentiert, bedeutet doch faktisch, dass dieser keine reale Karte in Händen hielt. Die Aussage, in Germanien habe es kein Straßensystem gegeben (S. 223), ist unverständlich. Auch wenn es nicht der Qualität des vorrömischen Wegenetzes in Gallien entsprochen haben wird, so ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die Existenz von Menschen und Siedlungen zwangsläufig auch Verkehrsverbindungen erfordert.

Auch eine zweite Aussage auf S. 223 erscheint wenig überzeugend: »Es ist deutlich geworden, daß ohne eine gedachte Karte die obigen Truppenbewegungen nicht geplant werden konnten.« Dass es auch andere Möglichkeiten gab, zeigen z. B. Straßenbaumaßnahmen Trajans in der palmyrenischen Wüste. Wohl im Zuge der Vorbereitungen zum Partherkrieg ließ er dort durch L. Fabius Iustus Meilensteine (Année Epigr. 1940, 210) entlang des geplanten Aufmarschweges aufstellen (hierzu: Th. PEKÁRY, Untersuchungen zu den römischen Reichsstraßen [Bonn 1968] 38 f.). Vergleichbar den *limites* des Tiberius 14 n. Chr. in Germanien wurden auch hier Wege ins militärische Vorfeld gezogen, um den Raum besser erfassen zu können. Des Weiteren wirken auch die Überlegungen zur Elbgrenze ein wenig einseitig. Über alle Bemühungen der Raumerfassung hinausgehend stellt sich die Frage, welche propagandistische Funktion die Elbe als potentielle Grenze im Zuge der römischen Expansion spielte. Den Römern war durchaus bekannt, dass Germanien sich über die Elbe hinaus erstreckte. Jedoch brauchte man im Zuge der Expansion ein für die »Bevölkerung« Roms nachvollziehbares Ziel. Den Präzedenzfall hatte Caesar mit der Stilisierung des Rheins als Grenze zwischen Kelten und Germanen geliefert (vgl. S. 245 ff.).

Die abschließende Gesamtwürdigung des Buches fällt unterschiedlich aus. Der zweite Abschnitt (S. 164–264) liefert für die »Welt im Kopf« des kaiserzeitlichen Römers nur wenig anregende Diskussionsbeiträge. Es ist

ein historischer Abriss der Germanenkriege zur Zeit des Augustus und Tiberius unter Berücksichtigung des Leitthemas. Ganz anders verhält es sich mit dem ersten Abschnitt der Untersuchung. Hier habe ich mich mit Freude an der Argumentation Hängers gerieben. Hier angesprochene abweichende Ansichten liegen in der Natur der nicht unproblematischen Materie und sind Ausdruck der interessanten Lektüre. Insgesamt zeigt dieser Abschnitt (bis S. 163) den kontinuierlichen Aufschwung der historischen Geographie und belegt den fruchtbaren Gang der Diskussion über die mögliche Existenz von Karten in der Antike. Gerne hätte man von Hänger, der in manchen Aspekten klarer als Brodersen durchdacht ist, mehr gelesen. Schade ist, dass ein Quellenregister fehlt.

Bonn

Michael Rathmann